

Mundart in der Kirche

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **27 (1943)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419898>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

(Vom „Palais des Attractions“ an der Landesausstellung:) Da lagen nebeneinander zwei Säle. Über dem einen Eingang stand zu lesen „Tanz“; da gingen die einfacheren Schweizer hinein; über dem andern stand „Dancing“; das war für „die besseren“. Nach den Wörterbüchern könnte man meinen, das sei dasselbe, aber in der Schweiz sind das verschiedene Dinge; „Dancing“ ist viel, viel nobler als „Tanz“. Zum „Tanz“ spielte Stocker Sepps Bauernkapelle in bestickten Unterwaldnerblusen lüpfige Ländlerweisen, zum „Dancing“ aber Freddy Stauffer mit seinen „Original Leddies“ (d. h. wörtlich „urwüchsige Gottesgeschenke“) in Phantasteuniformen traute Jazzmelodien. Zum „Tanz“ konnte man sich laut Aufschrift stärken mit Bauernspeck und auf dem Rost gebratenen Süggelenen; aber damit auch diese einfacheren Leute einen Hauch von Weltkultur verspürten, kamen diese Süggeli nicht vom Rost, den man schweizerdeutsch „Rooscht“ nennt, sondern laut Aufschrift „vom Grill“ . . .

(Vom „Zürichdeutsch“ eines zürcherischen Pfarrkapitels:) „Di Aawäsebe werde das scho längst als en Mangel empfunde ha, und vo Site der meischte Chilepfläge liged ähnlich Uffserige vor; überall hät me mit de letztere sehr begrüeßeswertig Erfahrig gmacht“ . . .

Man rühmt der Mundart nach, daß man in ihr keine Phrasen machen könne. Das ist ein Irrtum. Ob ein Redner Phrasen mache oder nicht, hängt von ihm ab, nicht von seiner Sprache. Im persönlichen Gespräch, im Familien- und Freundeskreis, im Geschäftsbüro und Kaufladen hat man weniger Anlaß, Phrasen zu machen, als in Ansprachen, Festreden und Predigten, wo man einer größern Zuhörerschaft Eindruck machen möchte durch schöne und starke Worte. Solange man in öffentlicher Rede hochdeutsch sprach, gab es daher nur hochdeutsche Phrasen; wenn man nun aber anfängt, solche Reden in Mundart zu halten, gibt es auch mundartliche Phrasen; man kann sie ja leicht aus dem Hochdeutschen übersetzen. Ein Bundesfeierredner hatte einmal seine Ansprache auf gut Wetter eingerichtet, aber an dem Abend regnete es heftig. Wenn er nun schloß: „Die Feuer haben wir des schlechten Wetters wegen nicht entzünden können, aber sie können doch . . . in uns die Kraft und den guten Willen zur tatkräftigen Mitarbeit im Dienst für Volk und Heimat erzeugen“ — war das nicht eine Phrase, d. h. schöne Worte ohne Inhalt? Denn wie kann ein Feuer, das gar nicht entzündet werden konnte, in uns den guten Willen entzünden? Wie macht es das? Aber diese Rede wurde samt dem „wunderschönen“ Schluß laut Zeitungsbericht „in urchigem Schweizerdeutsch“ gehalten und erschien dann auch so in der Zeitung! . . .

(Zur Fremdtümelei:) Wenn der Deutschschweizer eine Nachnahme zurückweisen will, schreibt er nicht etwa „Annahme verweigert“ oder einfach „zurück“, was vollkommen genügt, sondern eine von den 30 Formen von „refusé“, die ein Postbeamter schon festgestellt hat . . . In einem Gasthaus mit dem heimatlichen Namen „Metropol“ konnte man zum Nachtessen haben: „Nierli am Spieß ou Berner Platte mit Kraut“, und auf die Frage, warum er so schreibe, antwortete der Wirt, es sei halt nun einmal so Brauch, das „Menu“ französisch zu schreiben. Darum gab es wohl auch anderswo einmal „St. Galler Schüßling avec Rösti“. In einer Bahnhofswirtschaft kann man haben entweder zu Fr. 2.20 ein „Mittageffen“ oder dann zu Fr. 3.80 ein „Diner“, was ja sehr demokratisch ist . . . Bis vor wenigen Jahren sprach man noch unbefangen von der Stadt „Neuyork“ in den „Vereinigten Staaten“ — heute heißt sie mündlich „Njunyork“ und schriftlich „New York“ und liegt in USA. Wenn ein aus Amerika zurückgekehrter Schweizer aus Gewohnheit so sagte, war das begreiflich; aber mußten die andern das nun

nachmachen? . . . In unserer papierfellen Zeit ist es nicht verwunderlich, trotzdem nicht gerade geschmackvoll, einen bedeutenden Menschen mit einem Stück Papier zu vergleichen und zu sagen, er sei ein Dichter, ein Staatsmann „von Format“. Die letzte Jahr verstorbene Präsidentin eines überstaatlichen Verbandes wurde in der Zeitung als eine Frau „von großem Format“ dargestellt . . . Was haben wir letzten Herbst erlebt? Vielleicht die „Rationierung des Brotes“? So einfach ist die Sache nicht; ein Landblatt machte die peinliche Maßregel viel erträglicher, indem es von der „Rationierung im Brotsektor“ sprach. Ein Redner oder Zeitungsschreiber, der etwas auf sich hält, wird auch nicht etwa von der kriegswirtschaftlichen Ordnung „der Gemüseversorgung“ reden; „im Gemüsesektor“ muß es heißen. . . .

(Deutsche Modewörter:) Mißbrauch herrscht immer noch mit dem schönen Wort „Stimmung“, um das uns andere Sprachen beneiden könnten. Eine Vergnügungsstätte schreibt an der Fastnacht aus: „Ball, Attraktionen, Stimmung“; „Stimmungskapellen“ und „Stimmungsorchester“ blühen. In Zürich wurde 1933 eine neue Bierhalle eröffnet mit „Münchener-Stimmungs-Betrieb“ . . . Modischer Mißbrauch wird auch getrieben mit „vertreten“. Vertreten heißt: für einen andern irgendwo hintreten; dieser andere ist dann eben vertreten und nicht da. Heute aber, im Zeitalter der Verhältniswahl und eines durchorganisierten Vereinswesens, bedeutet es oft das Gegenteil: anwesend. Ein Hochschullehrer sagte in einer Begrüßungsrede: „Ferner bemerke ich, daß der Präsident des . . . vereins vertreten ist“; dabei saß ihm der vertretene Präsident gerade gegenüber. Im Jahresbericht eines Feuerbestattungsvereins war zu lesen, die meisten Feuerbestatteten seien Protestanten gewesen; daneben seien aber auch 20 Römischkatholiken, 5 Christkatholiken und 2 Konfessionslose vertreten gewesen — es ist offenbar ein Vorteil der Feuerbestattung, daß man sich dabei vertreten lassen kann . . . Daß man eine Frage oder ein Thema „anschneiden“ kann wie eine Wurst, läßt sich noch vorstellen; aber was soll man sich denken bei der Kunde, ein Staatsmann, ein Feldherr, ein Fußballklub habe bei dieser oder jener Gelegenheit gut oder schlecht „abgeschnitten“? Was wurde denn da geschnitten? Ein Bergschullehrer erklärte seinen Kindern einmal, die Eidgenossen hätten bei Sempach „gut abgeschnitten“ — hätte er das nicht gerade noch etwas geschmackloser ausdrücken können? . . . Das neueste Muster von modischem Schwulst ist wohl der „Beweis“, unter den etwas gestellt wird. „Bewiesen“ wird nämlich nichts mehr, alles „unter Beweis gestellt“. Aber man versuche einmal, sich den Beweis vorzustellen, unter den ein Sänger seine Einfühlungsgabe gestellt haben soll . . .

(Von der „Aküsprache“, d. h. den Abkürzungen:) Daß man auf einer Militärkanzlei das lange Wort „Infanterierekrutenschule“ nicht ausschreibt, ist begreiflich; wenn uns aber ein Zwanzigjähriger stolz erklärt, er rücke jetzt dann in die „Erreß“ ein und dann in die „Uwoo“, so handelt sich's ihm nicht um Zeiterparnis, sondern nur um modische Wichtiguerei . . .

Schließlich oder endlich noch ein blödes neueres Modewort: „schlußendlich“; ebenso geistreich wäre „endschlußlich“ . . .

Mundart in der Kirche

Nach den fesselnden Ausführungen, die dieser Frage in der letzten Nummer und in Nummer 11 des letzten Jahrganges gewidmet waren, hat sich vielleicht der eine oder andere Leser gefragt, wie es denn mit der Sache beim katholischen Bevölkerungsteil der Schweiz stehe. Denn in jenen

Artikeln war nur von der Stellungnahme der reformierten Prediger und Predigthörer die Rede.

Es würde eigentlich schon genügen festzustellen, daß „Mundart in der Kirche?“ bei den Katholiken überhaupt keine dringliche Frage ist. Immerhin ist sie seinerzeit in den „Neuen Zürcher Nachrichten“ eingehend besprochen worden. Es war allerdings eher eine akademische Diskussion als das Ringen um die Lösung einer wichtigen Frage. Diese Aussprache war aber gerade deshalb sehr aufschlußreich, weil sie zeigte, daß die überwältigende Mehrheit sowohl der Geistlichen als auch der Gläubigen es nicht nötig findet, etwas an der bisherigen Gepflogenheit zu ändern, die in der Anwendung der schriftdeutschen Sprache für Gemeindegebet und Predigt (einschließlich Abend- und Werktagsansprachen) besteht. Sowohl in den Städten als auch auf dem Lande wird nach wie vor schriftdeutsch gepredigt, und niemand stößt sich daran. Bei denen, die sich überhaupt über das „Problem“ Rechenschaft geben, ist man in allen Punkten ziemlich der gleichen Ansicht, wie wir sie in den „Mitteilungen“ immer wieder vertreten. Es ist also hier nicht nötig, einzeln auf die Gründe einzugehen. Sicher aber ist es neben der höhern Feierlichkeit und Eindringlichkeit des Schriftdeutschen vor allem auch sein Wert als allgemeines Verständigungsmittel zwischen den verschiedenen Mundarten (von den zahlreichen Glaubensgenossen fremder Zungen ganz zu schweigen), den man nicht preisgeben will. Man ist in keiner Weise geneigt, einer zeitbedingten „Animosität“ etwas von der Weltallgemeinheit der Kirche zu opfern.

Ebenso selbstverständlich aber bejaht man es, daß Feldpredigten und etwa auch Kinderunterweisungen (vor allem außerhalb der Kirche) in Mundart gehalten werden (aber nicht etwa: gehalten werden müssen).

Diese Feststellungen dürfen uns sicher freuen. Nicht zuletzt deshalb, weil sie zeigen, daß Katholiken und Protestanten in dieser Frage im wesentlichen gleich denken und daß man daher mit Fug und Recht sagen kann: der Deutschschweizer hat in der Sprach- und Kulturfrage den Kopf doch nicht ganz verloren! Das zu hören, würde sicher unsern Altmeister Otto von Greyerz am meisten freuen, der in „Schweizerdeutsch und Hochdeutsch“ einmal das Gegenteil feststellen zu müssen glaubte.

Büchertisch.

Prof. Dr. Wilhelm Brückner, „Von der Verwahrlosung unserer Sprache“. Schriften des Schweizerischen Lehrervereins Nr. 21. Zürich 1943. Preis 1 Fr.

Zweifellos reißt bei uns immer bedrohlicher eine arge Verlotterung im Gebrauch unserer Schriftsprache ein, und zugleich wird der unverfälschte Fortbestand der Mundart stets mehr gefährdet. Beiden Übelständen will das an Umfang bescheidene, an Gehalt reiche Heft von Prof. Brückner entgegenwirken. Das Büchlein ist die Zusammenfassung von Einzelaufsätzen, die über einen längeren Zeitraum verteilt in der „Schweiz. Lehrerzeitung“ erschienen sind.

Der Verfasser ruft die Lehrer aller Stufen, vorab die des Deutschen, aber auch die der andern Fächer auf, der um sich greifenden Sprachverderbnis nach Kräften zu wehren. Er bespricht nacheinander die Unarten der Schülersprache, die Ungereimtheiten der häßlichen Akiisprache, den sprachlichen Niedergang, den das Überhandnehmen der substantivischen und passivischen Ausdrucksweise verschuldet hat, die Abstumpfung des Sprachgefühls für den treffenden, anschaulichen Ausdruck, die mannigfachen Schwierigkeiten, die uns die Mundart, in der wir ja allermeist denken, für das Hochdeutsche bereitet, und wirft zum Schluß die Frage auf, was die Schule für die Mundart tun könne.

Nachdem Brückner jeweils den Gründen für das Auftreten der häufigsten und schlimmsten Sprachsünden nachgegangen ist und ihre Fehlerhaftigkeit ins Licht gerückt hat, zeigt er, wie die Schüler am besten davor gewarnt und in ihnen das Streben nach einem guten Stil geweckt werden kann.

Die sprachverderbenden Einflüsse unserer Zeit sind allerdings zahlreich und stark: die Hast des modernen Lebens, die für sprachliche Sorgfalt keine Zeit mehr übrig hat; der infolgedessen oft so nachlässige Stil der Zeitungen, die für viele Menschen die Hauptlektüre und ein zweifelhaftes Vorbild sind; der Hang zum Nachäffen jeder Modetorheit auch auf dem Gebiet der Sprache — um nur die wichtigsten Gefahren zu nennen. Brückner äußert darum wiederholt, daß gegen diese feindlichen Kräfte die Schule schwerlich allein aufkommen werde, daß auch das Elternhaus für eine bessere Sprachpflege gewonnen werden müsse. Immer wieder aber weist er auf die Gelegenheiten hin, wo der Lehrer anregend und unaufdringlich mit seiner Belehrung einsetzen und die Schüler anleiten kann, sich ernsthaft um wahre Sprachkultur, diesen hohen Persönlichkeitswert, zu bemühen.

Das Studium des Büchleins ist über den Kreis der Lehrerschaft hinaus auch all denjenigen warm zu empfehlen, denen die Wahrung der Reinheit und Würde unserer Muttersprache Herzenssache ist.

D. Blaser.

Briefkasten

G. L., B. Nochmals „deren und derer“. Sie haben recht: Wenn es in dem Kirchenlied heißt: „Sünden, derer Gott zum Hohn Menschen sich erschrecken, . . .“, widerspricht das unserm heutigen Sprachgefühl; wir würden sagen „deren“. Aber wir haben unser Sprachgefühl gebildet am Sprachgebrauch des letzten und des laufenden Jahrhunderts, in denen sich die scharfe Trennung erst durchgesetzt hat. Sogar anerkannte Schriftsteller wie Willibald Alexis (1798—1871) und Friedrich Spielhagen (1829—1911) schrieben noch „derer“ für „deren“ und umgekehrt Goethe in einem Brief „Aller deren, denen Sie lieb sind“, wo wir also schreiben würden „derer“. Im 17. Jh., aus dem das Lied stammt, hatte sich darüber noch keine Regel gebildet.

E. K., K. „Unser ausgezeichnete und sehr bekannte Skilehrer?“ Nein, das dürfen Sie bei Ihren Schülern nicht dulden, sonst schreibt Ihnen einer eines schönen Tages: „Mein liebe Vater, dein liebe Kind, unser schöne Vaterland“ usw. Nach einem besitzanzeigenden Fürwort, das selber keine Beugungsendung hat, wird das Eigenschaftswort stark gebeugt: ein bekannter Skilehrer, mein guter Vater, dein liebes Kind, unser guter Kamerad usw. Im Werfall der Einzahl hat nur das weibliche Geschlecht dieser Wörter eine Endung: eine, meine, deine, unsere, eure Mutter; in allen übrigen Fällen nimmt das Fürwort eine Beugungsendung an, und das folgende Eigenschaftswort wird schwach gebeugt: eines bekannten Skilehrers, meinem guten Freunde, unsern alten Lehrer, eure schönen Bücher; nur vor sächlichen Wörtern nimmt das Fürwort im Wenfall keine Endung an: Die Mutter liebt ihren Sohn, aber: ihr Kind. Die Regel ist ja für Schülerköpfchen etwas verwickelt, aber daß für „unser“ dieselbe Regel gilt wie für „mein“, bringt man ihm vielleicht doch bei. „Mein bekannte Skilehrer“ würde Ihr Schüler doch kaum sagen. Der Fehler kommt wohl daher, daß in „unser“ und „euer“ die Lautgruppe „-er“ als eine Endung empfunden wird, und das ist sie ja ursprünglich auch gewesen, nämlich zu den persönlichen Fürwörtern „uns, euch“; aber als besitzanzeigende Fürwörter heißen sie jetzt einmal „unser, euer“, haben also im Werfall keine Endung und verlangen nach sich das Eigenschaftswort in der starken Form. Dasselbe gilt für: ein, kein, welch, solch. Im übrigen: üben, üben, üben, immer laut üben!

„Trogdem“ und „ob schon“. „Trogdem“ ist ursprünglich nur einräumendes Umstandswort gewesen, und das ist es jetzt noch, so etwa in dem Sage: „Es stürmt; trogdem (d. h. trog dem Umstande, daß es stürmt) gehe ich aus.“ Und heute noch gibt es Sprachlehrer, die diese Verwendung als einzig richtig anerkennen und die Verwendung als Bindewort nicht gelten lassen, z. B. in dem Sage: „Trogdem es stürmt, gehe ich aus“; es müsse in diesem Falle heißen: „Ob schon“ oder „obwohl“ oder „wenn . . . auch“. Aber im Laufe der Zeit ist diese neuere Verwendung neben der andern durchgedrungen und heute auch bei guten Schriftstellern zu finden; man darf sie also nicht mehr als falsch bezeichnen. Sie entspricht offenbar dem Zuge der Zeit; denn mit einigen ähnlichen Wörtern ist ebenso gegangen, so mit „seitdem“. Umstandswort ist es in dem Sage: „Sein Freund ist gestorben; seitdem mag Otto nicht mehr singen“, Bindewort in dem Sage: „Seitdem